

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4598) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

**Redaktion:**  
Dr. Bruno Schoenlant.

**Anserte** werden die 5spaltige Zeitzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinskonzessionen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Anserte müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgebundene Anserte können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Aufruf zur Maiseier!

Arbeiter!

Bur Jahrhundertfeier der großen französischen Revolution, die der modernen bürgerlichen Gesellschaft die Bahnen wies, versammelten sich in Paris die Vertreter der Arbeiter aller Länder zum ersten internationalen Arbeiterkongress. Dieser Kongress beschloß eine Reihe Arbeiterschutzforderungen, deren Erfüllung eine Notwendigkeit ist gegenüber den verheerenden Wirkungen der kapitalistischen Ausbeutung.

Die wichtigste dieser Arbeiterschutzforderungen des internationalen Arbeiterkongresses ist der achtstündige Arbeitstag. Acht Stunden Arbeit sind genug, der Arbeiter will nicht nur Arbeiter, er will auch Mensch sein. Deshalb verlangt er auch Zeit zur Muße: Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Muße, acht Stunden Schlaf!

Bum Beizhen ihrer Einnütigkeit in dieser Forderung treten die Arbeiter aller Kulturstaaten, die Arbeiter aller Länder mit moderner Produktion heraus aus den Fabriken und reihen sich im Geiste die Bruderhand, um der kapitalistischen Welt ihre Macht und ihren festen Willen, die aufgestellten Forderungen zu verwirklichen, zu bekunden.

Am 1. Mai darf deshalb kein Arbeiter sich fernhalten von dem Weltfest der Arbeit, dem Frühlings- und Hoffnungsfest des Proletariats, dem einzigen Kulturfest unserer Zeit; am 1. Mai demonstriert das arbeitende Volk der ganzen Welt gegen die Auswüchse der bürgerlichen Gesellschaft.

Der 1. Mai gehört dem arbeitenden Volke.

Darum ihr Männer und Frauen, die ihr Jahr aus und ein im Banne des Kapitalismus frohnden müßt, denkt an das Maisest, an Euer Fest, und wagt es, nur einen Tag, nur einen frei zu sein!

Auf zum Maisest!

Hoch der 1. Mai!

## Militärische Randglossen zum Krieg in Südafrika.

Leipzig, 21. April.

f. Für denjenigen, der die großen Schwächen und Mängel des preussischen Militärsystems durchschaut hat, ist es interessant, zu beobachten, wie im südafrikanischen Krieg so manches der preussisch-deutschen Militärdogmen bedenklich ins Wanken gebracht wird, und wie diese unangenehme Tatsache unseren tonangebenden Junstmilitärs Pein bereitet.

Zunächst zeigt sich in Südafrika, daß die in Deutschland mit Fanatismus gepredigte Lehre von der alleinseligmachenden Offensive angesichts der Ladegeschwindigkeit und der Wirkung moderner Feuerwaffen unhaltbar ist. „Der Angreifer diktiert dem Gegner das Gesetz, der Angreifer allein verbürgt den Sieg“, so kann man in deutschen militärischen Schriften und Aufträgen immer wieder lesen. Und nun sehen wir die Buren eine kluge Defensivstrategie und -Taktik anwenden, die im Grunde darin besteht, daß sie vor den Engländern so lange zurückweichen, bis sie diese vor einer wohl vorbereiteten Stellung haben, an der die Notwehr zerschellen müssen. So wurde Buller an die furchtbare Position am Spionsoop gelockt und ihm daher, trotzdem er der Angreifer war, das Gesetz diktiert. Die Tatsache, daß Joubert diese Stellung nicht genügend ausnützte, daß er es unterließ, die geschlagenen und dezimierten englischen Bataillone energisch zu verfolgen, ändert nichts daran, daß auch in der Defensiv große Siege errungen werden können.

Man wird uns vielleicht entgegenhalten, daß wir durch die eben ausgesprochene Bemängelung des toten Burenführers selbst eine Empfehlung der Offensive aussprechen. Demgegenüber ist zu bemerken, daß zwischen einem Angriff auf einen bereits geworfenen, in allen seinen Teilen auf das heftigste erschütterten Gegner und zwischen der Offensive, wie sie in Deutschland gemeint wird, ein gewaltiger Unterschied ist. Daß man im Kriege ohne Angriffe nicht auskommen kann, ja daß die Unterlassung eines Gegenstoßes auf den zurückweichenden Angreifer ein großer Fehler ist, geben wir gern zu, aber damit ist noch lange nicht in das Halleluja über die Wunderkraft der Offensive eingestimmt, das angesichts der immer unheimlicher fortschreitenden Waffentechnik allmählich doch einer anderen Auffassung Platz machen sollte. Wie soll denn heutzutage, wo der Infanterist nur mehr eine Sekunde zum Laden braucht, wo auch jedes Infanteriegeschöß auf den näheren Entfernungen drei Körper durchschlägt, wo die Schnellfeuergeschütze ihre Granaten und Schrapnells in Hunderte von Sprengstücke zerstreuen lassen,

jenes Draufgehen möglich sein, das der deutschen Armee eingepaukt wird und das bei den Kaisermandövern sogar in den militärischsten Blättern unverblümt gemißbilligt worden ist! Vielmehr wäre es an der Zeit, mit dieser Hurrtaktik zu brechen, da der südafrikanische Krieg beweist, daß der Hauptfaktor, mit dem das deutsche Angriffsschema rechnet, im Ernstfalle gar nicht zutrifft.

Theoretisch widelt sich nach den bei uns geltenden Ansichten der Angriff nämlich wie folgt ab. Zuerst kommt ein Artillerieduell, bei dem natürlich der an Geschützen schwächere Verteidiger unterliegt. Nachdem so des Angegriffenen Artillerie ganz oder größtenteils zum Schweigen gebracht ist, entwickelt der Angreifer seine Infanterie, so daß jetzt die ihrer Artillerie beraubte Verteidigungsinfanterie sowohl der Artillerie des Angreifers als auch seiner zahlreicheren Infanterie gegenübersteht und dieser überlegenheit unterliegt. Auf dem Papier und in den Mäandern nimmt dieses Schema sich ja recht hübsch aus. Aber die Buren zeigen, daß es im Kriege nicht stimmt, und zwar beweisen sie es dadurch, daß sie sich auf ein vorbereitendes Artillerieduell überhaupt nicht einlassen, sondern ihre Geschütze erst in Tätigkeit setzen, wenn die Angriffsinfanterie auf dem Plan erscheint. Damit fällt der ganze Kalkül von der doppelten Überlegenheit des Angreifers über den Hausen.

„Aber einer muß doch angreifen, wenn es einen Krieg geben soll“, hören wir da und dort sagen. Gewiß, einer muß angreifen, wenn ein Krieg geführt werden soll; aber daraus, daß eben die eine zum Kriege nötige Hälfte unumgänglich wird, folgt, daß mit der fortschreitenden Technik das Ende aller Kriege herannahet. Es geht hier genau so wie beim Kapitalismus, der unter den Einwirkungen der modernen Technik immer gewaltiger wächst, zu gleicher Zeit aber seinem Ende entgegenreißt. Die Technik ist eben ein kulturförderndes Mittel ersten Ranges, und ein solches muß, auch wenn es lange Zeit hindurch mißbraucht wird, eines Tages zur Vernichtung aller Schwindelkultur und Barbarei führen.

Neben dem Dogma von der alleinseligmachenden Offensive kommt auch das preussische Erziehungssystem des „gemeinen Mannes“ in Südafrika stark unter die Räder. Wie sehr diese Tatsache auch den deutschen Junstmilitärs zum Bewußtsein kommt, lehrt eine Klage des B.-Korrespondenten des Militärwochenblattes (es ist wohl der als Militärschriftsteller bekannte Oberst von Bernhardt): „Das scheint mir überhaupt das Bedeutsame in diesem Kriege, daß er uns schlagend zeigt die Überlegenheit der Persönlichkeit über die Masse, des Charakters über

## Senilleton.

### Ein Menschenleben.

Von Guy de Maupassant.

Johanna näherte sich ängstlich ihrem Mann und fragte mit leiser Stimme:

„Bist Du krank? Was fehlt Dir denn?“

Er antwortete erbot:

„Nichts, laß mich zufrieden. Mir war kalt.“

Als sie ins Schlafzimmer gingen, bat der Graf um die Erlaubnis, seine Hunde mitnehmen zu dürfen. Sie kamen sofort und setzten sich bellend rechts und links neben ihren Herrn. Alle Augenblicke gab er ihnen einen Bissen und streichelte ihre langen Behänge. Die Tiere streckten den Kopf, wedelten mit dem Schwanz, zitternd vor Befriedigung. Als Johanna und Julius nach dem Essen aufbrechen wollten, hielt sie der Graf noch zurück, um ihnen einen Fischfang bei Fackelbeleuchtung zu zeigen.

Sie mußten mit der Gräfin auf der Terrasse, die zum Teich hinunterführte, Platz nehmen, und er stieg mit einem Diener, der ein Fischnetz und eine brennende Fackel trug, ins Boot.

Die Nacht war hell und kalt, und darüber flimmerte der sternbesäte Himmel.

Die Fackel warf auf das Wasser seltsame, hin und herzitternde Feuerstreifen, tanzende Lichter auf das Schilf und beleuchtete die dunklen Reihen Tannen. Als plötzlich das Boot gewendet hatte, erschien ein riesiger, phantastischer

Schatten, der Schatten eines Mannes auf dem erhellten Waldesaum. Der Kopf ragte über die Bäume hinaus und verlor sich am Himmel, die Füße tauchten in den Teich. Dann erhob die Riesengestalt die Arme, als wollte sie zu den Sternen langen. Die Riesearme sanken wieder herab, und sofort hörte man leise etwas im Wasser plätschern.

Nachdem dann das Boot behutsam hin und hergekreuzt, schien das wundersame Gespenst am Walde hinzulaufen, den das Licht bei der Wendung nun erhellte, dann stieg es in den unsichtbaren Horizont, erschien plötzlich wieder, weniger groß, aber deutlicher mit seinen phantastischen Bewegungen auf der Fassade des Schlosses. Und die gewaltige Stimme des Grafen tönte:

„Gilberta, ich habe acht Stück.“

Die Ruder trafen das Wasser. Jetzt blieb der Riesenschatten stehen, unbeweglich an der Mauer. Allmählich verlor er an Höhe und Breite, der Kopf schien zu sinken, der Körper schmaler zu werden, und als der Graf die Stufen der Terrasse hinaufkam, vom Diener gefolgt, der die Fackel trug, war der Schatten zur wirklichen Größe seiner Figur zusammengeschrumpft.

Er hatte acht große, zappelnde Fische im Netz.

Als Johanna und Julius wieder auf dem Rückweg waren, in Mäntel und Decken eingepackt, die man ihnen geborgt, sagte Johanna fast unwillkürlich:

„Dieser Riese ist doch ein guter Mensch!“

Und Julius, der lüchelte, antwortete:

„Ja, aber er hat nicht immer gute Manieren.“

Am Tage darauf besuchten sie die Contelliers, die für die erste Adelsfamilie der Provinz galten. Ihr Besitz Reminil stieß an den Ort Camp. Das neue Schloß, das unter Ludwig XIV. gebaut worden war, lag in einem wunder-

vollen Park versteckt, der von Mauern umgeben war. Auf einer Anhöhe erblickte man die Ruine des alten Schlosses. Diener in großer Livree führten die Besucher in einen mächtigen, imposanten Raum. In der Mitte trug eine Art Säule eine riesenporzellanische aus der Manufaktur von Sevres, und am Sockel war unter einer Glasplatte ein eigenhändiger Brief des Königs eingelassen, der den Marquis Leopold Herbs Josef Berner von Barneville, von Kollebose von Contellier bat, dieses Andenken seines Souveräns entgegenzunehmen.

Johanna und Julius betrachteten gerade das königliche Geschenk, als der Marquis und die Marquise eintraten. Die Marquise war gepudert, lebenswürdig aus Gewohnheit und etwas geziert in dem Wunsch, herablassend zu erscheinen. Der Mann, eine bedeutende Persönlichkeit mit weißem Haar, das auf dem Kopfe wie eine Bürste stand, hatte in seinen Bewegungen, in seiner Art zu sprechen, in seinem ganzen Benehmen eine Großartigkeit, die seine Bedeutung anzeigte.

Sie waren förmliche Leute, von jener Art Menschen, deren Geist, Gefühl und Worte immer auf Stelzen zu gehen scheinen. Nur sie sprachen, sie warteten gar keine Antwort ab, sie lächelten nichtsagend und schienen nie zu vergessen, daß ihnen durch ihre Geburt auferlegt war, mit Artigkeit den kleinen Adel der Gegend zu empfangen.

Johanna und Julius fühlten sich wie gelähmt. Sie gaben sich Mühe zu gefallen, fürchteten zu lange zu bleiben, aber wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, zu gehen. Doch die Marquise beendete ganz von selbst den Besuch auf natürliche, einfache Weise, indem sie ihre Unterhaltung abbrach, wie eine höfliche Königin, die Audienz erteilt hat.

Als sie nach Hause zurückkehrten, sagte Julius:

„Wenn Dir es recht ist, machen wir nun keine Besuche